

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 26 (1947)
Heft: 7-8

Buchbesprechung: Hinweise auf neue Bücher

Autor: V.G. / W.F.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hinweise auf neue Bücher

Felix Moeschlin: *Wir durchbohren den Gotthard.* Band I. 496 Seiten. 16 Tafeln auf Kunstdruckpapier. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1947.

Dieses Buch hat nicht einen Verfasser, sondern gleichsam deren zwei: Felix Moeschlin den Dichter und Felix Moeschlin den Historiker. Das Merkwürdige, das Erstaunliche liegt darin, daß keiner dieser Zwillingsbrüder dem andern «ins Handwerk pfuscht», daß keiner bloß als der subalterne Gehilfe des andern fungiert, daß beide vielmehr sich als geistvolle Gestalter nebeneinander und miteinander bewähren. Moeschlin der Dichter: Man lese doch nach, wie Johann Jakob Speiser, der Basler Bankier, den Ausbruch seiner Krebskrankheit erlebt und diesen schweren Schicksalsschlag mit Esther, seiner Lebensgefährtin, bespricht. Moeschlin der Historiker: Man verweile etwa bei jenem Kapitel, in welchem der Kampf zwischen Anhängern des privaten und Vorkämpfern des staatlichen Eisenbahnbaues geschildert wird, oder auch bei den Abschnitten über Verhandlungen mit ausländischen Ministern und Finanzmagnaten. Moeschlins Buch überrascht durch die Originalität des Stils und der schriftstellerischen Methoden. Es versetzt den Leser in atemraubende Spannung, es reißt ihn mit und läßt ihm keine Zeit, darüber nachzudenken, ob er von einer neuen Gattung der Geschichtsschreibung, von einer neuen Spezies des historischen Romans oder vom Manuskript eines modernen Hörspiels gefesselt werde. Aus minutösem Aktenstudium und poetischer Inspiration, aus rationaler Analyse der politischen Kräfte und künstlerischer Einfühlung in die agierenden Persönlichkeiten – ich kenne kein Buch, in dem ein so echtes und lebensvolles Porträt Alfred Eschers zu finden wäre – haben die beiden Moeschlins, der Historiker und der Dichter, ein Werk geschaffen, das nicht nur über eine Fülle technischer, wirtschaftlicher, finanzieller, sozialer, geschichtlicher und biographischer Details einprägsam belehrt, sondern durch Inhalt, Form und Gesinnung einen ungewöhnlichen Beitrag zur Vertiefung und Bereicherung der schweizerischen Selbsterkenntnis liefert und den Willen zu großen Gemeinschaftswerken anzufeuern und zu festigen geeignet ist. In das Wesen des Kapitalismus, wie er sich im 19. Jahrhundert entfaltete, hat Moeschlin einen tiefen Blick getan, und was er sah, hat er mit einer Unbestechlichkeit, die ihn ehrt, auch ausgesprochen. Der erste Band bricht mit dem Jahre 1872 ab. Mit Ungeduld werden die Leser das Erscheinen des zweiten Bandes erwarten. V. G.

Richard Wright, «Ich Negerjunge». 305 Seiten, Steinberg-Verlag, Zürich.

Dies ist mehr als ein Roman: es ist das leidenschaftliche Bekenntnis, der qualvolle Notschrei einer geknechteten Rasse. Es ist ein Peitschenhieb auf unsren selbstgerechten Rassendünkel, ein Peitschenhieb vor allem auf die weiße Überheblichkeit der, ach, so demokratischen Amerikaner!

Wright wird in den Südstaaten der USA geboren und wächst dort als kleiner schwarzer Lausejunge inmitten unverständiger, primitiver und bigotter Schwarzer in grenzenlosem Elend auf. Hunger und Prügel sind die Gespielen seiner Kindheit, krankhafte Furcht und wachsender Rassenhaß die Triebkraft seiner Jugendzeit. — Seelisch einsam, von unstillbarem Wissensdurst erfüllt, reift der kleine «black boy» kämpfend und leidend zum jungen Mann heran. Sein Geist ist wach; er weiß sich berufen, dem weißen Menschen die Wesensart seiner Rasse (und umgekehrt) schriftstellerisch zu vermitteln. Nach langen Mühen und Entbehrungen gelingt es ihm, die Nordstaaten und damit sein geistiges Ziel zu erreichen.

Mit ergreifender Offenheit zeichnet der Verfasser den tristen Sumpf des Daseins einer planmäßig gedemütigten Menschenrasse, die willenlos und dumpf die Rohheit und Grausamkeit ihres weißen «Bruders» erleidet. Realistisch geißelt er auch seine eigenen und seiner Artgenossen Fehler und Mängel, wie er überhaupt in keiner Weise die Schwarzen zu idealisieren versucht. — Sehr selten und unerwartet klingt aus den

von Not und Pein getragenen Zeilen ein wunderschönes Naturerleben, eine heilige Scheu vor allem Schönen, einer in Unkraut und Schutt blühenden köstlichen Blume gleich.

Das Werk ist vom Wunsche beseelt, Verständigung zu erzeugen und uns zu zeigen, daß auch ein Neger denkt und fühlt wie wir. *iz.*

Léon Blum: Blick auf die Menschheit. 132 Seiten. Europa Verlag, Zürich 1947.

Léon Blum hat dieses Buch im Dezember 1941 als Gefangener des Vichy-Regimes in einem französischen Kerker geschrieben. Seine Ausführungen, die ohne nachträgliche Retouche publiziert sind, stellen ein «document humain» dar, dem niemand Respekt und Bewunderung verweigern kann. Wenn auch die Analyse der politischen Situation, aus der sich der Zusammenbruch Frankreichs ergeben hat, manches zu wünschen übrig läßt (man beachte das Datum der Niederschrift!), so hinterläßt der unerschütterliche Glaube, mit welchem Blum für die Idee des Sozialismus eintritt, dennoch den tiefsten Eindruck.

Vor etwa sechs Jahren wurde Léon Blum auf Befehl der Vichy-Regierung in Riom vor Gericht gestellt. Die glänzenden Verteidigungsreden, die er dort gehalten hat, waren in ihrer Argumentation so zwingend, daß der Staatsanwalt des «Etat Français» sich genötigt sah, den Prozeß abzubrechen. Jene großartigen Plädoyers Léon Blums habe ich an Hand privater stenographischer Aufzeichnungen, die in vervielfältigten Exemplaren von Hand zu Hand zirkulierten, kennengelernt. Mit der Drucklegung jener Stenogramme könnte ein Verlag der Weltöffentlichkeit einen unschätzbar Dienst erweisen.

V. G.

Allan G. B. Fisher: Fortschritt und soziale Sicherheit. (Economic Progress and Social Security, London 1945.) Aus dem Englischen übersetzt von Eva Röpke. 446 Seiten. A. Francke Verlag, Bern 1947.

Der englische Volkswirtschafter Allan Fisher ist gewiß kein Sozialist, aber auch durchaus nicht mehr ein Liberaler von echtem Schrot und Korn. Grundsätzlich bekennt er sich zwar zum Ideal der individuellen ökonomischen Freiheit, aber er sieht doch ein, daß diese Freiheit in der heutigen Welt jenen Umfang, den ihr etwa das 19. Jahrhundert noch gewähren konnte, nicht mehr beanspruchen kann. Fisher plädiert daher für ein gewisses Mindestmaß von Wirtschaftslenkung, das, wie er meint, gerade notwendig ist, um ein krisenfreies Funktionieren der Weltwirtschaft und damit auch soziale Sicherheit zu gewährleisten. Er verlangt, daß mit Gewohnheiten des Denkens und des Handelns gebrochen werde, die in der Vergangenheit Situationen geschaffen haben, in denen die Regierungen sich zu plötzlichen und letzten Endes schädlichen Improvisationen gezwungen sahen. Fisher setzt sich für die Schaffung einer «internationalen Behörde» ein, welche dauernd für eine gegenseitige Abstimmung der Handelspolitik der verschiedenen Länder zu sorgen hätte. Jede Regierung, die sich in volkswirtschaftlichen Schwierigkeiten befindet, soll sich an die internationale Behörde wenden und ihr sagen: «Dies ist unser Problem – was glaubt ihr, daß wir nun am besten tun?», statt zu sagen: «Wir müssen dies oder jenes tun, einerlei, was andere Länder davon denken mögen». Fisher verlangt somit eine Einschränkung der wirtschaftspolitischen Souveränität der einzelnen Staaten. Fisher versucht, seine Leser – selbst hartgesottene Politiker und Geschäftsleute –, davon zu überzeugen, daß auf kurze Sicht konzipierte egoistische Lösungen (z. B. schutzzollpolitische Maßnahmen) oft nicht einmal ihr begrenztes Ziel zu erreichen vermögen. An einigen Beispielen, vor allem an solchen aus der Praxis der USA, weist der Autor nach, daß Hochschutzzollpolitik des einen Staates die Bevölkerung anderer Staaten in Armut und Verzweiflung stürzt. Fisher hebt auch hervor, wie sehr die Weltwirtschaft dadurch erschüttert wurde, daß man «zu viel von den falschen Waren am falschen Ort produzierte». Viele Länder, meint er, hätten ihr Produktionsvolumen in gewissen Branchen weit mehr reduzieren und in gewissen andern weit mehr ausdehnen sollen, als es tatsächlich geschah. Der Ansicht Fishers, daß der erste Weltkrieg «eine viel zu große Produktionskapazität für Getreide und Zucker» hinterlassen habe, vermögen wir freilich, vom sozialistischen Standpunkt aus, keines-

wegs zuzustimmen. In solchen Postulaten zeigen sich u. E. kapitalistische «Gewohnheiten des Denkens», von denen auch Fisher sich noch nicht hat freimachen können. Hinsichtlich der Nachkriegsprobleme bemerkt Fisher richtig, daß eine Politik, die – absichtlich oder unabsichtlich – einen besiegtene Gegner zum Bettler macht, dem Interesse der Sieger selbst zuwiderläuft. Beipflichten können wir dem Autor auch dort, wo er sagt, daß es sich die heutige Menschheit nicht leisten dürfe, die geringsten menschlichen Fähigkeiten brachliegen zu lassen oder zu vergeuden, und daß deshalb eine fundamentale Änderung des gesamten Erziehungswesens in den kapitalistischen Ländern notwendig sei. Beachtenswert sind die Ausführungen Fishers über die Frage, wie man planmäßige Wirtschaftslenkung treiben könne, ohne die Arbeiter zwangsweise an bestimmte Arbeitsplätze dirigieren zu müssen. Er empfiehlt (unter Hinweis auf Frank Graham), durch den Staat eine bezahlte Reserve von beweglichen Arbeitern unterhalten zu lassen, die vielseitig (besonders für neu sich entwickelnde Berufe) geschult und bereit wären, auf Marschorder, wie Soldaten, überall hinzugehen und jede ihnen zugewiesene Arbeit zu übernehmen. Die gefährliche Möglichkeit, eine solche bezahlte Reservearmee als Druckmittel gegen Lohnforderungen der übrigen Arbeiterschaft einzusetzen, läßt Fisher allerdings außer acht. – Das Buch ist in gewissen Kapiteln zu weitschweifig geschrieben. Anregend ist es aber auch dort, wo es zu Widerspruch herausfordert.

V. G.

Theophil Spoerri. Einführung in die göttliche Komödie. 431 Seiten. Speer-Verlag, Zürich 1946.

In den «Basler Nachrichten» hat ein Rezensent vor einiger Zeit herzbewegende Klage darüber angestimmt, daß Professor Spoerri, Ordinarius an der Universität Zürich, in die heiligen Gefilde der Dante-Forschung marxistische Methoden hineingetragen habe. Neugierig geworden, ob uns nicht dank dem Walten der Vorsehung ein helvetischer Lukacs geschenkt worden sei, lasen wir das Buch, und... o sancta Dalbanesum simplicitas! Es gibt in Dantes unsterblichem Werk einige Angriffe auf die Besitz- und Machtgier der Kirche, so z. B. im 19. Gesang des «Inferno», wo die Simonie Papst Nikolaus' III. gegeißelt wird («Eu'r Gott ist Gold und Silber, Glanz und Pracht»). Das genügt für Professor Spoerri, um in Dante einen Kritiker des «Kapitalismus» zu erblicken, ihn als Verkünder eines modernen «Humanismus» zu interpretieren und seinem Werk in diesem Sinne eminent «Aktualität» zuzuschreiben. Wir haben Spoerris Buch anregende Betrachtungen und genüßreiche Stunden zu verdanken, aber mit dem helvetischen Lukacs ist es vorderhand noch Essig. V. G.

Carmen Weingartner-Studer: Franz Schubert. Sein Leben und sein Werk. 230 Seiten. Verlag Otto Walter AG, Olten 1947.

Wir kennen in der Musikliteratur wenige Werke, die mit einer so souveränen Beherrschung des Stoffes – also des gewaltigen musikalischen Werkes von Franz Schubert – ein solches Vermögen verbinden, musikalische Probleme in Worte zu fassen und sie ohne Flachheit, und dennoch jedem verständlich, in einer geradezu packenden Weise darzustellen. Das war nur möglich durch die ungewöhnliche Vertrautheit, die sich die Lebensgefährtin Felix Weingartners, selbst eine tüchtige Musikerin, mit Schuberts Werk zu gewinnen vermochte, zugleich aber auch durch ihre ehrfurchtsvolle menschliche Haltung gegenüber dem Wunder des Schöpfertums und durch die so wahre und wesentliche Erkenntnis, daß musikalisches Genie und wahres Menschentum (Humanität), tiefes inneres Ergriffensein, echte Beziehung zum «Du» und zur Welt unlösbar zusammengehören. Mit jenem feinen Takt, der gerade Schubert gegenüber so wichtig ist (und so oft versäumt wird), deutet uns Carmen Weingartner Schuberts Leben und Werk in ihren Zusammenhängen. Wer dieses Buch zu lesen versteht, wird künftig den Liedern, Sinfonien und andern Tondichtungen Schuberts, aber auch der Musik im allgemeinen, eine ganz neue Aufgeschlossenheit entgegenbringen.

W. F.